

Sonntagsgedanken

Arbeitslos . . .

Ein graues Gespenst schleicht in schleppendem Gang die frühlichen Reihen der Arbeit entlang.

Es sprühen die Essen . . . der Ambos klingt . . .
Es schafen die Geister . . . der Funke springt.

Der Pflug zieht Furchen . . . Der Alltag lohnt.
Wir alle stehen in einer Front.

Ein trohiges Hoffen in jedem Gesicht:
„Das graue Gespenst — o fänd es mich nicht!“

Und fester nur packt unsere Arbeit an,
wenn das graue Gespenst griff — den Nebenmann.

Mit eisernem Willen fährt manhaft den Hieb
nach dem neidischen Schicksal, wer übrig blieb.

Zu bannen das graue Gespenst: vielleicht
sein kühnerer Handgriff . . . geht — dich erreicht . . .
R. H.

Zum Erntedankfest

Wäre es nicht besser und aufrichtiger, dieses Jahr das Erntedankfest ganz ausfallen zu lassen? Wir stehen mit dem Gedanken an die deutsche Not auf und legen uns mit solchen Gedanken zur Ruhe nieder; wo bleibt da noch Raum zum Danken? Immer noch steigende Ziffern der Arbeitslosigkeit, immer noch — trotz des Redens vom Preisabbau — neue Steuern, Gebühren, Abgaben, Umlegen und das Eingeständnis, daß die erstrebten Ziele: Ordnung des Reichshaushalts, Beschaffung von Arbeit, Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft, um nur die wichtigsten zu nennen, noch in weiter Ferne liegen und oftentundig aller Anstrengungen spotten. Muß da nicht ein Dankfest eine gequälte und gekünstelte Sache bleiben? Haben nicht die Wahlen gezeigt, daß leidenschaftlicher Zorn und zugleich tiefste Verzweiflung das Feld beherrschen? Ja, wenn ein Ausweg sich zeigen wollte aus der Not, dann wollte man aufatmen und danken. Aber der Dank bleibt und verstärkt sich, und es ist kein Trost, wenn die Fachleute von einer „Weltkrise“ reden, von einem Schicksal, das unabwendbar über die ganze Welt hingehet!

Danken kann freilich nur, wenn etwas Dankenswertes gegeben ist; leere Hände wollen sich nicht zum Danken fällen. Aber ist denn wirklich nichts da, das des Dankens wert wäre, oder liegt der Fehler bloß daran, daß wir die Augen nimmer haben, zu sehen? Fehlt, genau und gründlich gesehen, was wir zum Leben brauchen? Ja, Geld, Kapital, Kaufkraft fehlt allüberall. Aber Geld ist nicht das Erste und nicht das Letzte, was not tut, sonst wäre jener König Midas der Sage, dem alles zu Gold wurde, was er berührte, nicht der ärmste, elendeste Mensch geworden, der jämmerlich verhungern mußte an seinem — nicht eßbaren — Gold.

Das aber ist wiederum in reicher Fülle da, was wirklich das Leben erhält, die Früchte der Felder und Gärten und Weinberge zum täglichen Brot, die Schätze des Bodens und die Wasserströme, die Licht und Kraft und Wärme erzeugen können. Gibt solcher Reichtum nicht genug zu denken und zu danken? Liegt die Schuld unserer Not an Gott, der uns verjagt hätte, was wir mit all unserer Kunst und Wissenschaft nicht schaffen können an täglichem Brot in umfassendem Sinn des Wortes, oder liegt sie nicht viel mehr an uns Menschen, die wir den unerforschlichen Reichtum der Gottsnatur nicht recht bergen und vollends nicht recht verteilen können zum gemeinsamen Nutzen? Ist nicht das die Schuld, daß wir nur noch an Geld denken und darum der Eigenschaft zum Opfer fallen, die nur nehmen und nicht geben, nur fordern und nicht danken will?

Erntedankfest fordert Umkehr, Abkehr vom Denken in Geld und Rins und Annesians. fordert Erkennen der Gaben.

Gegen Husten und Kaarrh nur die bewährten
Schorndorfer Lakritzen

die der Mensch nicht schaffen kann und die er doch nehmen darf als ein Geschenk, und fordert den Willen, mit diesen Gaben nach Kräften jeder Not zu helfen, wo immer sie zu finden ist, anstatt nur auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein! Dann aber tut sich auch die Türe auf ins Freie, dann wird das Herz bereit zu ehrlichem Dank!

Gustav Schering.

Politische Wochenrundschau

Es war nicht anders zu erwarten. Das Kabinett Brüning siegte mit einer ziemlich großen Mehrheit, siegte über die 12 Mißtrauensanträge und über den Ansturm gegen seine Notverordnungen. Auch der Ueberbrückungskredit mit 900 Millionen Mark wurde angenommen. Brüning mußte siegen, nachdem ihm die Sozialdemokratie ihre Unterstützung zugesagt hatte. Auch der „Christliche Volksdienst“ mit seinen 14 Mandaten schloß sich Brüning an, nachdem er für den sozialistischen Reichspräsidenten Löbe gestimmt hatte. Die Reichsboten wurden dann zunächst bis 3. Dezember heimgeschickt. Wie lange ihre nächste Gastrolle in Berlin dauern wird, kann heute niemand voraussagen. Auch Dr. Brüning nicht. Er hat wohl auch keine Lust und Zeit dazu, über seines Kabinetts Zukunft nachzudenken. Denn er hat mit den Sanierungsarbeiten, mit dem Finanzausgleich, der Osthilfe und anderen dringlichen Angelegenheiten so viel zu tun, daß er jede Stunde für diese Dinge notwendig braucht.

Soviel aber ist gewiß: es geht ein frischer Zug durch den Reichstag, ein so scharfer sogar, wie ihn die Republik in diesen zwölf Jahren nicht erlebt hat. Wer will nur auch die Ordnungsrufe zählen, die die Reichstagspräsidenten nach rechts und links in diesen Tagen nur so duhendweise aussteilen mußten? Ein neues Geschlecht ringt mit dem alten, und ehelich gesprochen: der frische Zug findet in weitesten Volksteilen Anklang. Es wird begrüßt, daß Parteiwesen und Parteigrößen anscheinend in den Hintergrund gedrängt und Fragen der Weltanschauung, der Wirtschaft und der Außenpolitik, kurz Lebensfragen eines Volkes, insonderheit des deutschen Volkes, zum beherrschenden Gegenstand der Reichstagsverhandlungen gemacht werden sollen.

Aber auch in einer anderen Hinsicht hört man den Flügelschlag eines neuen Zeitabschnitts. Wiederholt ist in diesen Blättern auf den unerwarteten Fortschritt hingewiesen worden, den der Revisionsgedanke im Ausland, und zwar diesseits und jenseits des Ozeans macht. So schrieb eine norwegische Zeitung unlängst u. a.: „Eine Revision des Verlailler Vertrags ist der einzige Ausweg, wenn man überhaupt wirklich wünscht, aus dem politischen Morast herauszukommen, in dem die europäischen Staatsmänner jetzt herumtappen.“ Das ist stark. Ja, sogar ein französisches Blatt, die „Vieoire“, und ein französischer Politiker, von dem man im Weltkrieg viel zu hören bekam, der jetzt allerdings in Frankreich keine Rolle mehr spielt, Hervé, ist dafür, daß man an Deutschland, im Interesse einer französisch-deutschen Verständigung und damit Verubianna Europas, heilich des Korridors, der Kolonien.

des Anschlusses usw. Zugeständnisse mache. Dabei forderte er den deutschen Stahlhelm auf, mit den französischen Frontsoldaten zusammen eine gemeinsame Aktion einzuleiten. Also: „Frontsoldaten Europas, vereinigt euch!“ Leider wollen die französischen Frontsoldaten davon nichts wissen.

Revision! Vor allem Revision des Youngplans! Sofortiges Moratorium, d. h. Aufschub der Jahreszahlungen, und damit nicht etwa warten, bis wenigstens das erste Zahlungsjahr unsere Zahlungsunfähigkeit dokumentiert haben wird, sondern jetzt gleich, denn Gefahr liegt im Verzug. Jeder Tag verschlimmert Deutschlands Not.

Namentlich ist es der frühere Reichsbankpräsident Dr. Schacht, der zur Zeit in Amerika für dieses dringende Anliegen des deutschen Volks Stimmung macht und — beachtenswerte Zustimmung erntet. Dr. Schacht hat nicht nur in Versammlungen amerikanischer Handels- und Industrievertreter, sondern — was noch gewichtiger ist — in Unterredungen mit den Staatssekretären Stimson und Mellon, dem Unterstaatssekretär Mills, dem Präsidenten der Bundesreservebank von New York, Harrison, ja sogar mit dem Präsidenten Hoover wiederholt zum Ausdruck gebracht, daß Deutschland jetzt schon ganz notwendig ein Moratorium brauche: „Wir können die Reparationszahlungen nicht weiterführen.“ Dabei kam zum Ausdruck, daß eine zeitweilige Einstellung der deutschen Zahlungen — es war von fünf Jahren die Rede — eine allgemeine Einstellung des Verbandschuldendienstes an Amerika zur Folge haben werde. Denn nicht nur Deutschland, sondern auch die anderen europäischen Länder würden unter dem unerträglichen Druck der deutschen Reparationszahlungen leiden.

Hierbei war es sehr wertvoll, daß das ehemalige Mitglied der Pariser Reparationskommission, John Foster Dulles, gesehen wurde, die Pariser Konferenz habe die moralische Grundlage der Reparationsfrage völla außer acht gelassen. Die Verbündeten hätten nicht die Wiedergutmachung der Kriegsschäden, sondern die Uebertragung der eigenen Schuldzahlungen auf die Schultern Deutschlands im Auge gehabt. Mit andern Worten: der Youngplan ist nichts anderes als eine Uebertragung der französischen, englischen und italienischen Schulden auf den Allverweltsschuldenbock, nämlich Deutschland.

Noch etwas anderes kam bei diesen hochinteressanten Unterhaltungen in Amerika zum Ausdruck. Dr. Schacht meinte, der jetzige deutsche Ausfuhrüberschuß (etwa 1 Milliarde innerhalb neun Monaten) sei das Ergebnis der Verminderung der Einfuhr. Um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, müsse Deutschland mindestens 5 Milliarden Goldmark jährlich ausfuhrüberschüssen aufbringen. Eine derartige Steigerung des deutschen Anteils am Weltmarkt sei aber unmöglich, da die anderen Länder sich dagegen sträubten, daß Deutschland sie von den Absatzmärkten ausschalte.

Ein derartiges Urteil aus dem Mund eines der ersten Finanzfachverständigen Deutschlands ist überaus wertvoll. Gibt es doch heute Leute genug, die auf die letzte (September) Handelsbilanz triumphierend hinweisen und meinen: „Also zahlt Deutschland wohl seine zwei Milliarden Tribut. Es kann's ja.“ Gibt es ein tröstlicheres Vered? Falls wir wirklich zwei Milliarden Ausfuhrüberschuß fertig brächten, so wäre es doch noch lange nicht so viel Reingewinn, um damit unsere Reparationen decken zu können. Wir müßten doch wie vor pumpen, um das große Loch zu verstopfen. Deshalb müßten wir ja wieder den ungeheuren „Ueberbrückungskredit“ im Ausland aufnehmen. Auch überlegt man, daß die verminderte Einfuhr — denn die tatsächliche Ausfuhrzunahme ist nach wie vor gering — auf Rechnung unserer verminderten Kaufkraft, also unserer Verarmung, und des Preissturzes auf dem Weltmarkt zu setzen ist. Auch steckt in jener Milliarde Ausfuhrüberschüsse Reparationsfachlieferungen mit 521 Mill. RM., so daß ein tatsächlicher Ausfuhrüberschuß von nur 460 Millionen Abria bleibt.

Scheuen Sie sich nicht einige Mark mehr auszugeben

Für 75 Mk. erhalten Sie schon das gute Edelweiß-Herrenrad Nr. II A mit Torpedo und prima Bereifung (Dunlop od. Continental) und Frankosenkung. Der zum Edelweißrad verwendete Rahmen ist aus erstklassigem Rohmaterial und von erstklassiger Festigkeit. An allen Verbindungsstellen ist er reichlich verstärkt und Belastungsproben von 18 Zentnern haben am Rahmen nicht das Geringste zu ändern vermocht. Alles Weitere ist in unserem neuen Katalog 150 zu lesen, welchen wir Ihnen gern gratis und franko zusenden. Fahrräder, Nähmaschinen und Gummireifen mit unsrer über 30 Jahre gesetzlich geschützter Marke Edelweiß sind in Fahrradhandlungen nicht erhältlich, sondern nur von uns oder unseren Vertriebspartnern. Bisher über 1/2 Million Edelweißfahräder geliefert. Das können wir wohl nimmer mehr, wenn Edelweißrad nicht gut und billig wäre.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 175 X
Fahrradbau-Leistungsfähigkeit pro Woche 1000 Edelweiß-Räder.

Neue Wein- und Mostfässer aus bestem deutschem Eichenholz hergestellt, garantiert füllfähig und sofort gebrauchsfähig
Ltr. 25 50 75 100 150 200 300 mit Türchen zum Reinigen
Mk. 6.50 10.- 12.- 14.50 18.50 24.- 32.- Mk. 2.- bis 2.50 mehr.
Fabrik Mosental (Württemberg).

Des Weibes Waffen.

Original-Roman von Elisabeth Borchart.

13. Fortsetzung

Rechtlich verboten.

„Daß uns noch ein wenig hierbleiben und plaudern — im Grunde — tut's nicht die Luft — ich meine —“ verbesserte er sich schnell, „es liegt wohl in mir.“

„So fühlst du dich nicht wohl heute, Onkel Ruprecht?“ fragte sie jetzt, besorgt in sein Gesicht sehend.

„Doch — sei unsorgt, Kind — komm, setze dich zu mir und berichtete, was du erlebt und wieder geschafft hast. Ja, ja — eine solche Herrin — die soll man sich suchen.“

Tutta setzte sich lächelnd neben ihn und berichtete vom Stande des Kornes, von neuen Aussaaten und Anpflanzungen, aber sie war heute nicht so bei der Sache wie sonst. Ihre Blicke schweiften zuweilen unruhig in die Ferne, als erwarte sie etwas. Der Onkel beobachtete sie insgeheim. Die sonst so ruhig und gelassen, so ganz erfüllt vor ihren Guts-pflichten war, kam ihm seit einiger Zeit seltsam verändert vor. Ein müder Zug lag um den stolzen Mund.

Plötzlich scholl Pferdegetrappel zu ihnen herüber. Ein jähes Erschrecken ließ über Tuttas Züge, ihre Augen leuchteten sekundenlang auf und alle Vassigkeit schien in ihr geschwunden zu sein. Im nächsten Augenblick sah sie wieder kühl und gleichgültig aus.

Wolf Dietrich schritt über den Platz den breiten Kiesweg her.

Er winkte schon von weitem grüßend mit der Hand, damit jedem Vorwurf vorbeugend und sich selbst über eine gewisse Befangenheit und Unfreiheit hinweghelfend.

Sporensitzend trat er auf die Veranda und begrüßte den Onkel und Tutta mit kräftigem Händedruck und lebenswüdig scherzenden Worten.

„Du hast dich lange nicht sehen lassen, Dieter,“ nahm der Onkel das Wort, als er neben ihm am Tisch saß.

Er wurde rot wie ein Schulknabe, der auf einer Mißtat ertrappt wird, aber er fand wie ein solcher auch sogleich eine Entschuldigung. Der Dienst mußte dazu herhalten; aber der Onkel war doch argwöhnisch, wenn er sich auch nichts merken ließ. Scheinbar ging er auf den unbefangenen, heiteren Ton, den Wolf Dietrich anschlug, ein, beobachtete ihn jedoch dabei scharf. Dieter sah unterdes wie auf Kohlen. Er suchte nach einer passenden Anknüpfung, um von Mira sprechen zu können, und fand keine, die ihm harmlos genug schien, um nicht Argwohn zu erwecken.

Tutta merkte ihm die Unruhe an und schob sie auf seine Ungebud, schnell nach Großhagen kommen zu können; denn sie mutmaßte, daß er nur wieder einen Gelegenheitsbesuch auf Rotenfelde machte. Ihr Herz trampfte sich zusammen, und ein feltames Verlangen, ihn noch eine Weile festzuhalten, befiel sie.

„Neulich waren die Großhagener hier zum Besuch,“ erzählte sie, ihre Stimme zu gleichmütiger Festigkeit zwingend.

In seinen Augen leuchtete es auf. Nun kam sie ihm auf halbem Wege entgegen.

„Ja? Wie gefällt sie dir, Tutta?“ plägte er heraus.

„Wer?“ fragte sie tonlos.

„Nun — Mira — das Fräulein von Steuben!“ verbesserte er sich schnell.

Sie zügte zusammen wie unter einem Schläge, aber sie hatte sich in der Gewalt.

„Sie — ist sehr schön,“ brachte sie endlich stotternd hervor.

Nicht wahr, das ist sie!“ rief er, sich vergeffend, mit Begeisterung und leuchtenden Augen; „sie ist auch lebenswüdig und gut.“

„Eine Hege ist sie,“ brummte der Onkel dazwischen. Nun hob Dieter erschrocken den Blick. War das Scherz — oder —? Er lachte gezwungen auf.

„Du hast recht, Onkel,“ stimmte er zu, „sie ist eine Hege.“

Er sagte das mit einem so unerkennbaren Stolz und Zärtlichkeit, daß es Tutta eiskalt überließ. Sie wurde bleich. Es war ihr, als ob der letzte warme Funken in ihr erlosch und alles kalt und leer in ihr wurde. Sie wunderte sich über sich selbst, wie ruhig und unbewegt sie jetzt weiter von dem Besuch erzählen konnte, wie sie den Gästen alles gezeigt, sie auf dem Gute herumgeführt hatte und anderes.

Mit hochklopfendem Herzen lauschte Dieter auf jedes Wort, aber daß der Onkel sich so merkwürdig schweigsam bei diesem Bericht Tuttas verhielt, fiel ihm auf die Nerven. Er hielt es schließlich nicht mehr aus und sprang auf.

„Nun, wohin wieder so eilig?“ fragte der Onkel jetzt mit leichter Bereitheit.

„Nach Großhagen — ich bin eingeladen worden,“ entgegnete Dieter led.

„Schon wieder? Du bist ziemlich oft dort, Dieter.“

In ihm garte der Trost auf. Was hatte sich der Onkel darum zu kümmern? Es ging ihn nichts an. Er zügte jetzt nur leicht die Achseln:

„Ja, ziemlich oft,“ bestätigte er, als wäre dieses Faktum das natürlichste von der Welt, und dann verabschiedete er sich so schnell wie möglich immer mit dem forzierten lustigen Ton, der ihm über alle Befangenheit hinweghelfen sollte.

Unter diesen Umständen gewinnt der Hugenbergische Vorschlag einer Reparationsabgabe erhöhte Bedeutung, der nun von der deutschnationalen Reichstagsfraktion als förmlicher Antrag im Reichstag eingebracht worden ist, der aber vielfach noch für eine Unmöglichkeit gehalten wird. Man denkt dabei unwillkürlich an Helfferichs Vorschlag für die Schaffung der Rentenmark. Auch damals blieb es: „Unmöglich!“

Zu dem Lohnkampf der Berliner Metallarbeiter gab der Bundesausschuss der Freien Gewerkschaften, die fast 5 Millionen Mitglieder zählen, am 14. Oktober eine Erklärung ab, in der man u. a. die bemerkenswerten Worte liest: „Es steht fest, daß die Milliarden, die Deutschland an seine Gläubiger zahlt, nicht nur Ursache der ungeheuren Arbeitslosigkeit in Deutschland sind, sondern auch der Störungen in der Weltwirtschaft sind.“ Sonst hätte man es anders: „Die Reparationen gingen die Arbeiter nichts an; die „reichen Leute“ müßten sie zahlen.“ Lloyd George sagte am 26. Juli 1929 im englischen Unterhaus: „Deutschland kann nach den Zahlungsplänen nur erküßeln, wenn es die Löhne seiner Arbeiter niedrig hält.“ Und der bekannte schwedische Wirtschaftler Cassel äußerte schon am 10. September 1924: „Es ist ein durchdringender Irrtum, sich vorzustellen, daß die Zahlungen durchzuführen werden können auf Kosten der „reichen Leute“ in Deutschland... Das Erwachen aus diesem Irrtum wird sehr unangenehm werden. Die deutschen Arbeiter werden erfahren, daß die systematische Ausfaltung der deutschen Volkswirtschaft vor allem sie selbst treffen wird.“ Es ist erfreulich, daß die berufsmäßige Vertretung der Arbeiterschaft, der Gewerkschaftsbund nun auch der Ansicht sich angeschlossen hat, die von allen unvoreingenommenen Wirtschaftlern und Politikern seit Jahren immer entschiedener vertreten wird. W. H.

Ein ganz geistreuer Untertan.

Von Ernst v. Wolzogen.

Ob es wohl auch heutzutage noch so verehrungsstrotzige, vielgelehrte Seelen in deutschen Landen geben mag, wie sie ehedem zahlreich genug und allerorten stillvergnügt gediehen? Erinnerung ich mich da aus den neunziger Jahren eines ehemaligen pensionsberechtigten, pragmatischen Staatsbeamten der unteren Rangklassen, mit dem ich irgendwo unterwegs ins Gespräch kam. Der schwärmte mir, einem nassen Auge von den seligen Zeiten, als einer als bayrischer Untertan gar so viel stolz hätte sein dürfen, diemeist noch der hochselige König Ludwig seine Märchenschlöffer in den Bergen wachsen ließ und des Nachts bei Fackelschein im Schwanzschwanz auf den Schachen oder auf den Herzogsstand hinaufzuehr.

„Wir is' schier narrisch gangen mit unserm König Ludwig“, sagte der alte Herr, indem er sich mit sonderbarem Lachen die Augenwinkel austupfte.

„Haben Sie ihn denn persönlich getannt?“

„Des grad net“, erwiderte er bescheiden ablehnend, „aber wir haben bei uns daheim einen alten Gendarmereiwachmeister gehabt, der wo über zehn Jahre lang in Füßen stationiert gewesen ist, und da können Sie sich leicht denken, Gendarmereiwachmeister hat bei uns sein Ruhegehalt verdaß der allweil um unserm König zu in gehabt hat. Derselbe zehrt, und abends beim Bier hat er mir allweil so viel von seiner unglücklicher Majestät erzählt, daß ich oft vermeint hab, ich seh' ihn leibhaftig vor mir, hörte seine Stimm' und schaute ihm in sein königliches Auge. Er hat nämlich bei Lebzeiten gar net so selten den Wachmeister mit einer gnädigen Ansprache bedacht und ihm bei Gelegenheit wohl auch ein Zigarri oder ein paar in die Hand' geb'n! Denn dieselben mit seinen eigenen Fingern aus dem hochfeinen königlichen Etui herauszufingern hat sich der Wachmeister natürlich net' traut. Hat auch nur an ganz hohe Feiertag' amal eins davon g'raucht g'habt, also daß ihm allweil noch etliche von den Zigarri'n übrig blieben sind, als es mit ihm auf d'Lebt ging. Und weil er doch meine hohe Verehrung für unsern letzten richtig königlichen König wohl kannte, so hat er mir eins davon zum Andenken vermacht. Sie Herr, das war frei lei' ordinäres Zigarri net, wie man sich's wohl amal kaufen tut, wenn man was Extras rauchen möcht, sondern es war vielmehr jedes einzelne Stück in Stanniol eingewickelt, daß ma' g'le' sehen konnt', des muh was ganz Feins sein und eigens für die königliche Lustbarkeit herg'stellt. I' hab's nur amal am einen End' a' bißl auf'widelt und mei' Raß'n an dem Duft delectiert. Des raucht amal, hab' i' mir denkt, an am ganz großen patriotischen oder Familiensfesttag. Und daraufhin hab' i' mei' silberblankes Zigarri zu die anderen Naritäten im Herrgottswinkel g'legt und hab' mir denkt: wenn amal die feierliche Stunde kommt, nachher leg' i' dich in' Herrgottswinkel, zünd' i' zwei g'weichte Wachsterzen an, sperrst die Fensterladen zu, jagst's Vorhäng' für, rauchst bei' königliche Zigarri und trinkst an guten Wein dazu!“

„Na — und?“ warf ich ein; „ist die feierliche Gelegenheit inzwischen eingetreten?“

„So' eh schon g'fehlt!“ seufzte der alte Herr. „Also geb'n S' Obacht, was mit mei'm königlichen Erbstück passiert is'. I' sag's wie's is, und is' fa' Lug dabei. Also: vergangenes Jahr kommt amal mei' Schwager auf B'such, weil i' ins Badl g'fahr'n bin zweg'n mein' Rheuma, und mei' gute Alte hat alleinig soviel Zeitlang g'habt. Also was mei' Herr Schwager is', der arbelt' bei uns im Garten und odelt's Gurdendeit. Mit amal schauert er bei der Tür herein und sagt zu meiner Alten: du, Keesel, sagt er, hast net leicht a' Zigarri für mich? D' Muad'n plag'n mich so viel bei der Arbeit. Na, sagt mei' Alte, i' weiß net, wo der Schorsch die Zigarri hintan hat und ob er überhaupt noch welche daheim g'lassen hat. Bloß eine, fällt mir g'rad ei', die hat er in' Herrgottswinkel neben den Glassturz g'legt, wo d' Lourdesmuttergottes aufpaßt, daß net wegg'stohl'n wird. Und damit geht' wieder in d' Kuchel'st'ud. Mein Herr Schwager aber stapft mir niz, dir niz zum Herrgottswinkel, find't a' richtig mein königliches Erbstück, widelt's aus, beißt d' Spitz'n ab und raucht's beim Odeln am Gurkenbeet — raucht's grad a' so weg, wie wann's a' schwarze Pfälzernudl um 6 Pfennig g'weß'n war. — Danach, wie i' wieder heimkommen bin, gibt er mir so ganz beiläufig a' Zigarri, des wo er bei unserm Kramer kauft hat und vergibt mir die G'schicht. Ich mein', mi' treffet der Schlag! Jesses mei, sag' i', du Revoluzer, du auss' schamer, hast jetzt du des net beim ersten Zug g'spürt, daß d' a' königliche Zigarri rauchst? — Na, sagt der Damian, und schauert so bloß dre' wie a' unschuldigs' Kind: davon hab' i' frei niz g'spürt; zweg'n dem, weißt, weil der Odel soviel g'stunkn hat.“

„s is' ihm aber doch leid g'weß'n, daß er mich in sei'm Understand um mein soviel teures Andenken an unsern hochseligen König' bracht hat. Und hat aqweil d'rauf denkt, wie er mir einen Ersatz dafür verschaffen könnt. Und des is' a' sso zu'gangen: s' Jahr d'rauf, also heuer im Juli, macht er sein' Sommerausflug nach München und fährt bei der Gelegenheit auch an' Starnberger See, setzt mit dem Dampfer

„über ans andere Ufer nach Leoni, lehnt sich ein Schifferl aus und rudert nach Schloß Berg, um die Unglücksstelle zu besichtigen, wo' unsern König Ludwig hochselig dazumal tot aus' m' Wasser zog'n ham. An derselben Stellen ham' i' befanntlich an Pfahl in den Grund g'schlag'n, der wo hoch aus dem Watter aufschauert. Und wie jetzt mein Schwager mit sei'm Schifferl in die Nähe von demselben Pfahl kommt, sieht er drauf einen großmächtigen Wasserichned, einen nadden, der wo sich auf diesem Pfahl sonnen tut. Halt, Freundel, denkt er sich beim Anblick dieses Wasserichned, du kommst mir grad recht! Tut also den Schneckel fürsichtig herunter von dem Gedächtnispfahl, gibt ihn in ein Papierl und her-nach, wie er wieder am Land is', in ein frisches Hufblattich-blatt, widelt's mit Sorgfalt ein und schiebt in' Sad. Weil er aber sei' Feiertagsg'wand ang'habt hat, das ein Schöb-rock g'weß'n is, so hat ihm derselbe Sack hinten g'hängt. Am andern Tag hat er die Heimfahrt angetreten und bei der Gelegenheit hat er sei' Schwester wieder amal unterwegs b'such'n woll'n. Kommt also unversehens bei der Tür herein, und nach der verwandtschaftlichen Begrüßung holt er aus sei'm Hinterack ein Pakt füri und reicht's mir hin mit einem bereits verlegenen, wehleidigen G'sicht.“

„Ruht's frei net in übel nehmen, lieber Schwager, sagt er; hab' dir nämlich da zur Entschädigung für das bewußte Zigarri ein recht schönes Andenken an unsern hochseligen König Ludwig mitbringen woll'n — aber weißt, in der Bahn war's a' so g'stedelt voll, daß mir Passagiere uns han' g'samm'drud'n müssen wie's Kraut im Fohl. Da hat's halt den Schneckel a' a'n bißl druck. Tut mir herzlich leid, daß ich dir denselben nicht unbezählig überreichen kann.“

„Was meinen Sie, Herr? I' sag's wie's is und s' is lei' Lug dabei: wie ich's Papierl und nachher's Hufblattich-blatt auseinander'tan hab', find' ich drinnen...“

„An Schneckel!“

„Nix Schneckel — an Schleim, an Gallert, an ekelhaften! Bei'm Fenster hab' i' s' aufg'schmiss'n, mei' letzte teire Erinnerung an unsern König Ludwig hochselig!“

Die Sängerin liebt keine Morgenkonzerte.

Man konnte es der schönen Ida Paggi, einer Chicagoer Opernsängerin, nicht verdenken, wenn ihr schließlich der Geduldssaden riß. Es ist ja nicht jedermanns Sache, allmorgendlich um sechs Uhr aus süßem Schlummer gerissen zu werden, nur weil es dem Nachbarn beliebt, um diese fast noch mitternächliche Stunde bei Radiobegleitung seine Freiübungen zu machen. Natürlich bei offenem Fenster, denn frische Luft gehört dazu. Als daher kürzlich wieder das eintönige Morgenkonzert anhub, ergriff Fräulein Ida rasch einige gerade zur Hand stehende Blumen und warf sie dem Gesundheitsfanatiker kurz entschlossen durch das offene Fenster an den Kopf. Der Betroffene würde sich diesen duftenden Morgengruß sicher gern haben gefallen lassen, hätte die schöne Ida in der Eile nicht übersehen, daß die Blumen noch in ihren Töpfen stecken, von denen sie sich nicht so schnell zu trennen vermochten. So kam es, daß Herr Schulz, der Frühgymnastiker, die Sache übel nahm und Fräulein Ida zur Anzeige brachte. Und da kein Gesetz in Chicago das Radiospielen am frühen Morgen verbietet, wohl aber das Werfen mit harten Gegenständen, als welche in diesem Falle die irdenen Blumentöpfe angesehen wurden, mußte die temperamentvolle Sängerin 100 Mark Strafe zahlen — und noch weiter die Morgenmusik des Herrn Schulz sich gefallen lassen, der jetzt, boshaft wie die Männer nun einmal sind, seine Morgengymnastik mit ganz besonderem Eifer betreibt.

Überwinterung der Knollenpflanzen.

Noch stehen unsere Gärten in farbig prägendem Flor, doch wie lange wird's dauern und der erste Frost bereitet der Herrlichkeit ein jähes Ende. Dann heißt es alsbald die empfindlichen Knollen der Dahlien, der Knollenbegonien, der Amaryllis, Gladiolen usw. ins sichere Winterquartier bringen.

Wichtig ist hierbei vor allem, daß die Knollen, gut abgeklopft, einige Tage an der Luft abtrocknen, denn die größte Gefahr während der Winteraufbewahrung ist die des Faulens. Die Überwinterung geschieht daher auch am besten in dem faulniswidrigen Torfmull, der heute ja in keinem Garten mehr fehlt. Gut in den wolligen Moostorfmuld verpackt übersehen z. B. Dahlienknollen sogar einen gelegentlichen Frost, der freilich tunlichst zu vermeiden ist. Begonienknollen legt man in nicht zu große Kisten mit feinem Torfmull.

Dr. P. Lieb, Landwirtschaftslehrer.

Trotz Wirtschaftskrise Superphosphat für den Herbst.

Der Winter soll in diesem Jahre zeitig und plötzlich einsetzen. Zuvor müssen die Winteraaten noch kräftig auslaufen und einen guten Wurzelstock bilden können. Zur Nährstoff-Aufnahme der jungen Pflanzen sei ein Hinweis gegeben: Bekanntlich werden die Düngestoffe (Kali, Stickstoff, Phosphorsäure) vermittels der Wurzelkräfte der Pflanzen aufgenommen. Voraussetzung dieser Aufnahmemöglichkeit ist jedoch, daß der Nährstoff in wasserlöslicher Form vorliegt, denn die Nährstoffe werden durch die Wurzelhäutchen von der Pflanze mit dem Wasser in die Wurzel hineingefogen; da nun eben die Wurzelhäutchen nur sehr feine Öffnungen haben, können die Nährstoffe nur in dieser Form aufgenommen werden. Sind dieselben nicht wasserlöslich, dann werden sie entweder überhaupt nicht aufgenommen oder erst, wenn sie durch die im Boden vorhandene Kohlensäure oder durch saure Wurzelabscheidungen wasserlöslich gemacht worden sind. Letzteres geht mitunter schnell, mitunter speziell bei guten und schweren Böden recht langsam vor sich. Handelt es sich also darum, eine schnelle Wirkung zu erzielen, wie es speziell bei Begonien mit ungünstigen klimatischen Verhältnissen als notwendig erscheint, so wird man bei den Phosphorsäure-Düngern gern zum Superphosphat, oder wenn es sich darum handelt, gleichzeitig noch eine Stickstoff- und Kaligabe zu veranlassen, zum „Am-Sup-Ka“ greifen. „Am-Sup-Ka“ ist ein Volldünger, der die drei Hauptnährstoffe Stickstoff-Phosphorsäure und Kali in zweckmäßiger Zusammenstellung enthält und für die Saaten, Hackfrüchte sowie Weizen und Weiden bestens geeignet ist. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Winterpflanzen nur eine sehr kurze Zeit zu wachsen vermögen. Denn mit dem Einsetzen des Frostes setzt jede Lebensstätigkeit und Nährstoffaufnahme aus. Da die Phosphorsäure die Pflanzen dadurch härter macht, daß sie die Gewebe verfestigt, muß man bei der Herbstdüngung in den Fällen, wo eine Phosphorsäure-



DARLEHEN. Auszahlung sofort. KUPZ, Stuttgart, Neckarstraße 55

Armut unserer Böden vorliegt oder wo wir eine solche vermuten, unbedingt an eine Superphosphat- oder „Am-Sup-Ka“-Düngung herangehen. Aber auch in gutem Kulturzustand befindliche Böden sollten gerade nicht vernachlässigt werden. Pro Hektar genügt eine Gabe von 3-4 Doppelzentner „Am-Su-Ka“ oder falls Kali und Stickstoff schon gegeben worden sind, etwa ein Doppelzentner Superphosphat. Mit den Beststellungsarbeiten oder nach dem Ergrünen der Saaten sollte auf die trockenen Pflanzungen der Dünger ausgestreut werden. Eine Auswachtung oder Verluste sind nicht zu befürchten. — Die Ausgaben für den Landwirt sind groß, aber größer wird die Wirtschaftsnote, wenn der Landmann auf die regelmäßige Ergänzung der dem Acker entzogenen Nährstoffe verzichtet.

Martin Behrend, Dipl. Landwirt.

Angebote japanischer Waren auf dem deutschen Markte. Japanische Kunststoffe wird in Hamburg einschließlich Zoll um 20 Prozent billiger angeboten als deutsche; japanische Zelluloidkämme bei gleichen Bedingungen um 50 Prozent billiger; japanische Zahnbürsten sind 12-13 Pfennige je Stück billiger. Die Einkäufer deutscher Warenhäuser tragen zum Teil kein Bedenken, diese Waren zu kaufen. Neben dieser neu auftauchenden asiatischen Konkurrenz beginnt auch ein amerikanischer Schleudereport zu drohen.

Eingriffe der öffentlichen Hand in die Wirtschaft. Man schreibt uns: Von Seiten der deutschen Regierung wird gegenwärtig starke Propaganda für den Preisabbau gemacht und mit Zwangsmahnahmen versucht, den Preisabbau in Gang zu bringen. So haben beispielsweise die Reichsbahn und Reichspost sich bereit erklärt, zur Verringerung der Arbeitslosigkeit Aufträge herauszugeben und dabei die Bedingung gestellt, daß nur solche Firmen berücksichtigt werden, die sich auf einen Preisnachlaß von 10 Prozent einlassen. Eine derartige schematische Forderung muß natürlich unheilvoll auf die Wirtschaft einwirken. Alle diejenigen Teile der Wirtschaft, die nicht Monopolstellungen innehaben, sondern in hartem Konkurrenzkampf schon vorher an der unteren Grenze der Preisbildung angelangt waren, gehen bei der rigorosen Forderung auf 10prozentigen Preisabbau entweder leer aus oder können einen Verlust auf die ihnen zukommenden Aufträge buchen. Das sind aber nur die direkten Wirkungen des Diktats der Reichsbetriebe, die indirekten Wirkungen bestehen darin, daß nunmehr die übrige Kundschaft in Deutschland, die russische Handelsvertretung und die Auslandskundschaft — angereizt durch das Beispiel — eine rücksichtslose Preisdrucker in Szene gesetzt haben. Gleichzeitig mit diesem Preisdruck auf die deutsche Wirtschaft eröffnet die deutsche Reichsbahn aber einen Tarifkampf gegen den Wettbewerb des Lastautomobils und erhöht die Frachtsätze auf Massengüter, welche letztere Maßnahme für den regierungsseitig geforderten Preisabbau geradezu einen Schlag ins Gesicht bedeutet, weil sie weiten Gebieten Deutschlands die Bau- und Werkstoffe verteuert. Wo die öffentliche Hand mit ungehoblen Fingern in das komplizierte, empfindliche Getriebe der Wirtschaft hineingreift, sei es mit Steuern, sei es mit Zöllen, sei es mit ungerechtfertigten Unternehmungen, immer ist die Wirtschaft der Prügeljunge und immer unheilvoller werden die Rückwirkungen auf das Steueraufkommen für Staat und Kommunen.

25 Jahre Sal. Sigmann. Wieder feiert eines der bekanntesten Häuser der Stadt Pforzheim ein Geschäftsjubiläum. 25 Jahre sind vergangen, seitdem Herr S. Sigmann in der Zerrnennerstraße sein Unternehmen eröffnete. Unerlöschliche Arbeitsfreude und Sachkenntnis, nicht zuletzt aber auch seine große Zuverlässigkeit der Kundschaft gegenüber, brachten ihm Käufer aus allen Bevölkerungsschichten und wurden zu einem sich noch heute ständig vergrößernden festen Kundentreis. Schon nach 2 Jahren zeigte sich die Notwendigkeit der Geschäftsvergrößerung. Nach dem auf eigene Kosten erfolgten Umbau des früheren Kanderschen Anwesens Westliche 42 erfolgte am 15. 2. 08 die Verlegung des Verkaufshauses in die neuen Räume, woselbst man bis zum Herbst 1912 verblieb. Das Gute brach sich Bahn, so daß man es als eine Selbstverständlichkeit betrachtete, als der Inhaber des Hauses am 6. September 1912 das inzwischen zu einem modernen Geschäftslokal umgebaute Haus Leopoldstraße, Ecke Zerrnennerstraße, bezog, wo sich das Unternehmen noch heute befindet. — Trotz aller Schwierigkeiten hat Herr Sigmann sein umfangreiches Geschäft zur Höhe geführt, wozu ihn in erster Linie sein eigenes anspruchsloses, aber stets entgegenkommendes Wesen befähigte. Über die schweren Kriegsjahre leitete seine gleichfalls als freundliche und geschäftstüchtig bekannte Gemahlin ganz auf sich selbst angewiesenes das Geschäft vorwärtsschreitend über die schwere Zeit. Heute nimmt dieses große Ausstattungs- und Wäschehaus eine führende Stellung in der Branche ein, dessen guter Ruf über die Grenzen Pforzheims in Baden, Württemberg, Pfalz und der Saar weit verbreitet ist. Zahlreiche Dankschreiben aus ersten Kreisen bezeugen die Beliebtheit und Preiswürdigkeit der gelieferten Waren. Aber auch in weitesten Kreisen der werktätigen Bevölkerung ist die Firma seit vielen Jahren bestens eingeführt und geachtet. — Mögen sich die an das 25jährige Jubiläum geknüpften Hoffnungen auf „ünstige Weiterentwicklung bei besseren Zeiten erfüllen. Gern schließen auch wir uns den zahlreichen Glückwünschen zum silbernen Geschäftsjubiläum an.

Stropf Sattels, Tränen, Hochzeiten, Kloster-Andenken, Probierballen, allbekannt u. empfohlen. Preise 3 Mark. Sie haben in den Alpenhöfen, Fabrikation und Versand, Kloster-Probierballen, Kloster-Andenken 100, Oberbayern.

Pianos Flügel Harmonium in großer Auswahl (neu und gebraucht) zu günstigen Zahlungsbedingungen (auch Miete) Tausch / Teilzahlung stets vorrätig bei Schiedmayer & Söhne / Pianofortefabrik STUTTGART, Neckarstr. 75, und ULM, Bahnhofstr. 3

Piano-Gelegenheitskauf vorzügliches Fabrikat, neuwertig, bei leichter monatlicher Teilzahlung. Näheres durch E. Roggenbauch, Stuttgart-Obertürkheim 37.

Patentbüro Tel. 28626 25jähr. Praxis! Stuttgart, Königstraße 4 Koch & Bauer